



Abb. 7: Frances Davis in modischer Krinoline. Die jüngste von vier in New York wohnhaften Schwestern stiftete einige Herzensverwirrung beim Gast aus der Schweiz.

LIEBESHÄNDEL

Was hat es mit den «lächerlichen Liebesgeschichten» Emils auf sich, die von den Eltern Streuli so nachsichtig beurteilt werden? Und was mit dem «Nasenanrennen», mit dem offensichtlich die Abfuhr durch eine angehimmelte junge Frau gemeint ist? In der Tat verweist das Tagebuch schon in den ersten Wochen häufig auf Frances Davis, die jüngere Schwester der Gastgeberin, die diese Sommermonate in der Villa auf Bergen Hill verbringt. Etwas unklar bleibt der Vorname der blonden 16-jährigen Schönheit. Emil nennt sie bald Frances, dann wieder bei ihrem zweiten Vornamen Constance, am häufigsten aber «Miss Davis». Offenbar reden sich die beiden jungen Leute trotz der familiären Umstände ganz formell an, wird Emil seinerseits mit «Mr. Streuli» tituliert. Dass die junge Frau bei einem nächtlichen Zwischenfall den Zimmernachbarn halblaut bei seinem Vornamen ruft, hält das Tagebuch jedenfalls explizit fest: eine unvertraute Intimität!

Zu Beginn fällt Frances' Name meist in musikalischem Zusammenhang. Die beiden musizieren vierhändig auf dem Klavier, auch bringt das Mädchen dem Gast die in den Staaten gebräuchlichen Tanzschritte bei. Beim ersten gemeinsamen Polkatanzen blamiert sich Emil allerdings gründlich: «Ich konnte unglücklicherweise den rechten Schritt nicht bekommen, sodass ich schmachlich aufhören musste.» Umgekehrt darf Emil beim Klavierspiel die Führungsrolle übernehmen, wobei sich Frances «als angenehme und gelehrige Schülerin» entpuppt. Gemeinsam besucht man eine Musikalienhandlung und bestellt mehrere Musikhefte mit vierhändigen Stücken – ein erster Höhepunkt!

Die Flurnachbarin auf dem ersten Stockwerk der Aschmann'schen Villa weckt aber schon bald Gefühle, die über den pädagogischen Eros hinausgehen. Wie sie Emil nach einer kühlen Überfahrt über den Hudson einen Schal leiht, ist dies eine genaue Beschreibung wert: «Miss Davis war heute an der Ferry im Wagen nach unserer Zurückkunft. Da ich kalt hatte, gab sie mir ihren Schleier als Halsbinde, dessen Weichheit mir sehr kon-

venierte und dies mich überhaupt sehr erfreute als ein Zeichen von etwelcher Huld eines jungen Frauenzimmers mir gegenüber.» Etwa zur gleichen Zeit stellt sich aber auch heraus, dass das familiäre Zusammensein schon bald zu Ende gehen wird: «Ich erfuhr nun, dass sie den ganzen Winter mit Dörlers in der Stadt leben werde. Dies überraschte mich unangenehm, ich hatte ihre Gesellschaft bei Hause ungemein lieb gewonnen und war nun dessen so plötzlich beraubt. Freilich hätte ich mir bei längerem Andauern derselben noch die Flügel in allem Ernste verbrennen können und musste ich trotz allem Trennungsschmerz mir selbst sagen, dass es doch notwendig für mein eigenes Bestes gewesen sei, und hat sich mein jugendliches Herz, das noch so beweglich ist, hiedurch und durch die Krise vom letzten Sonntag eine neue, heilsame Lehre geben lassen.»

Die erwähnte «Krise» ist leider ein deutliches Anzeichen dafür, dass die Reize von Aschmanns Schwägerin auch bei den jungen Herren im Store Beachtung finden. Offensichtlich will sich Frances keineswegs auf den Gast aus der Schweiz festlegen, zieht im Augenblick eindeutig den um einige Jahre älteren Adolf Stapfer vor – den flotten Seidenhändler, der sich ein eigenes Pferd samt Buggy leistet. Am genannten Sonntag, bei einem Ausflug nach Dobbs Ferry, empfindet Emil erstmals im Leben die Qualen der Eifersucht: «Es war dies nämlich die sonderbare Zärtlichkeit, die Herr Stapfer und Miss Davis sich heute gegenseitig erzeugten, während Letztere, wie mir heute auffiel, sich seltsam befremdend benahm und nicht ein einziges Wort zu mir sprach, bevor ich nicht selbst ein Gespräch mit ihr anknüpfte. Ich wusste nicht, warum und woher dies alles, und glaubte, mich bisher Miss D. gegenüber mit möglichster Artigkeit und Zuvorkommenheit benommen zu haben, und betrachtete daher diese Kühle als unverdient, indem ich sie anfangs einer Intrige zuschrieb. Ich war töricht genug, mich auch mit diesen unruhigen Gedanken noch zu Bett zu begeben, und wurde die Nacht dadurch halb schlaflos für mich.»

Ein Trost bleibt Emil immerhin: *Er* ist es, der Frances zum grossen vorweihnächtlichen Ball der *Highwood Guards* ausführen wird, dem gesell-

schaftlichen Höhepunkt des Jahres für die gutgestellten Kreise von Hoboken. «Miss Davis, die ich eingeladen hatte, trug ganz Blau, was ihr als Blondine sehr wohl anstand», hält der Tagebucheintrag vom Folgetag fest. «Ich konnte mich brüsten, die schönste Tänzerin ausgeführt zu haben. Miss Davis nahm sich als wahre Königin aus, und ihr hübsches Gesichtchen glänzte in wahrhafter Schönheit bei diesem schimmernden Feste.» Leider geht auch dieser Anlass nicht ohne den unseligen Adolf Stapfer über die Bühne. Zwar versucht es Emil bei seiner Herzdame mit für ihn ungewohnten Galanerien und Komplimenten, «konnte aber trotzdem Herrn Stapfer, der sich solche Mühe nicht sonderlich gab, bei einem gewissen Fräulein nicht nahe kommen». Das abschliessende Fazit: Gegenüber dem älteren Kollegen bleibt er vorderhand noch «der unerfahrene, noch ungeschliffene Flaumbart von 19 Sommern. Es wird wohl noch die Zeit kommen, so Gott will, dass man *mich* sucht.»

Rührenderweise fragt Emil trotz allem beim Rivalen um Rat nach, als man gemeinsam die jungen Damen um vier Uhr früh ins Logis bei einer befreundeten Familie führt: Er hat erfahren, dass der Kavalier bei solcher Gelegenheit einen Abschiedskuss seiner Dame zugute hat. Stapfer rät zu forschem Vorgehen, nur dass Emil im passenden Augenblick zögert: «Dazu habe ich den Mut nicht und bleibe lieber ungeküsst.» Anschliessend begeben sich Grünschnabel und junger Weltmann in Stapfers Pension, teilen sich hier sogar in Stapfers enges Bett, da sich kein freies Zimmer findet – auch dies eine anrührende Szene. Hat der ältere Kollege zu verstehen gegeben, er habe mit der blonden Haustochter nichts im Sinn? Wird Emil auf die Dauer obenauf schwingen?

Vorerst sieht es ganz so aus. Beim Pfänderspiel am zweiten Weihnachtstag fordert Frances den Flurnachbarn mit bedeutsamer Miene auf, sich eine Herzensdame unter den anwesenden jungen Frauen auszusuchen und sich bei ihr einen Kuss zu holen. Allerdings treffen im dümmsten Augenblick ältere Gäste ein, was das Spiel unterbricht. Tut nichts, notiert Emils Tagebuch, «mir pressiert es mit dem Küssen einstweilen noch nicht». Seine Zuversicht wird belohnt: Am Neujahrstag besuchen

die Herren von Bergen Hill die Dörlers im New Yorker Stadthaus an der 15. Strasse. Frances, die nun hier logiert, begrüsst den jungen Verehrer unter der Türe mit einem etwas unbeholfenen Kuss. Emil jubiliert: «Ich hatte zwar nicht ganz die rechte Stelle getroffen, aber eines fühlte ich leise: Mein Kuss wurde durch einen freundlichen Gegenkuss erwidert. Der erste keusche, noch halb schamhafte Kuss des Jünglings hatte sich auf schöne jungfräuliche Lippen gedrückt.»

Verfrühter Jubel? Die ersten Wochen des neuen Jahres zeigen, dass der flotte Stapfer noch keineswegs aus dem Rennen gestiegen ist. Jedenfalls hat er Frances zum nächsten gesellschaftlichen Grossereignis eingeladen, dem fasnächtlichen Maskenball in Hoboken. Das zieht mehrere Besuche von Miss D. an der Vesey Street nach sich, bei denen sich die beiden über Prospekte mit möglichen Kostümen beugen, sich schliesslich auf eine Maskerade als Ritter und Ritterfräulein einigen. «Das Coquettieren von Miss D. gegenüber Herrn Stapfer trat heute bei ihrem Besuch im Store so grell auf», notiert Emil bekümmert, dass nun auch die Kollegen «das grosse Fräulein» eindeutig mit dem Älteren liiert glauben. Schliesslich, Anfang Februar, gibt Emil alle Hoffnung auf, erbittert und gedemütigt: «Da ist wieder eine, die ich mit süssen Augen und schmachtem Herzen angesehen habe, die einem andern nachläuft. Mögen sie doch zu allen Teufeln gehen, diese Mädchen, und meine abermals gefehlten Anstrengungen sollen mich nun für ein paar Jährchen kurieren, bis ich dann meine eigene Rache nehmen kann!»

So wie jeder verschmähte Liebhaber, der seine Hoffnungen vereitelt sieht, sucht er den Schlag innerlich abzufedern, entdeckt er bei der Angeboteten nun plötzlich allerlei stossende Kleinigkeiten. Im Tagebuch macht er seinem Ärger Luft: Frances übertreibt mit ihrem Krinolinensrock, der so umfangreich ist, dass er «das ganze Bureau versperrt», rückt bei einer abendlichen Geselligkeit in Bergen Hill mit einem schamlosen Dekolleté an, und bei einer Schneeschlacht bringt sie nicht einmal einen ordentlichen Schneeball zustande: «Das Frauenzimmer konnte aber den harten Schnee nicht wohl drücken und musste daher die Ballen auffangen,

die ich ihr zuwarf.» Schenkt sie ihm aber einen neckischen Blick, ein freundliches Wort, ist alles wieder vergessen: «Mein Rachegefühl gegen bewusstes Fräulein schmolz zusammen», heisst es schon zwei Tage nach den Racheschwüren vom 5. Februar. «Ich glaube, eine Änderung in ihrem Benehmen zu entdecken. Es herrscht ein mehr traulicher, freundschaftlicher und wohl zuweilen neckischer Ton in ihrem Umgang mit mir. Das ist gerade, was ich will. Ich verlange ja keine zärtlichen und gar liebevollen Zeichen ihrer Zuneigung, was mir bald unlieb werden könnte.»

Das tönt gelassen; kaum erklingt aber das Stichwort Maskenball, kocht die Eifersucht erneut hoch. Dermassen widerstrebt Emil die Teilnahme des Pärchens Stapfer-Davis, dass er ungeniert die Erkrankung des kleinen Albert Dörler in seine Rechnung mit einbezieht: Je schlechter es dem armen Knaben geht, desto grösser die Wahrscheinlichkeit, dass die zwei ihre Teilnahme aus Pietät absagen. «Herr Stapfer gab alles auf und bestellte das Kostüm vorläufig ab», heisst es hoffnungsvoll am 9. März. «Meine Aktien stiegen auf 99 und behaupteten sich auf diesem Kurs den ganzen Tag.»

Wie beschämend diese Rechnerei war, zeigte sich in den folgenden Tagen, in denen sich der Zustand Alberts zusehends verschlimmerte. Emil hatte den vierjährigen Buben des mit den Aschmanns verschwägerten Seidenimporteurs Dörler als «rohen, fetten Burschen» kennengelernt, der sich oft mit seiner blassen Stiefschwester zankte. Es war eben dieses adoptierte Waisenmädchen namens Babette, das sich in der Schule mit Scharlach angesteckt und zu Hause die Krankheit an den Jüngeren weitergegeben hatte. Während sich Babette in den ersten Märztagen langsam erholte, machte Albert grässliche Fieberschübe durch, lag bald still und apathisch in seinem Bettchen und erfüllte Stunden später das ganze Haus mit durchdringendem Geheul. So heftig wüteten diese Krämpfe, dass sich der Kleine durch Zunge und Wangenfleisch biss und so stark mit den Zähnen knirschte, dass zwei Vorderzähne ausbrachen; das Essen, das man ihm einlöffelte, konnte er nur kurze Zeit bei sich behalten.

Was Alberts Erkrankung ebenfalls zeigte: In Miss Davis steckte mehr als ein verwöhntes Bürgertöchterchen. Anstelle der beiden an Grippe erkrankten Eltern übernahm sie einen grossen Teil der Pflege. Sie war es auch, die, völlig übernächtigt, am 16. März den Tod des Kleinen an der Vesey Street meldete und um Unterstützung bat, dann zusammen mit Emil in die 15. Strasse zurückkehrte, um den kleinen Leichnam zu besorgen. Zusammen, auf Zehenspitzen, betraten sie die Vorkammer, wo der Knabe aufgebahrt lag.

«Das fette Gesicht war eingefallen», beginnt Emils bemerkenswerter Bericht, «ebenso die Gliedmassen ganz fleischlos. Der Mund war ganz von Haut entblösst und zeigte vernarbtes Fleisch, indem der Knabe in dem grässlichen Schmerz, den er empfunden haben muss, sich die Lippen aufbiss und mit den Nägeln aufriss und sogar die Zähne dabei ausbrach. Ich war Miss Davis behilflich, einen Branntweinaufschlag auf das Gesicht zu machen sowie das Leichentuch mit Salzauflösung zu bespritzen zur Verhütung üblen Geruchs. Als wir beide uns zum Weggehen anschicken, tönt auf einmal hinter uns ein donnerndes Krachen von dem Leichentisch her. Wir erschrecken beide aufs Heftigste. Miss Davis fällt vor Schreck in einen Lachkrampf, verhüllt das Gesicht und schluchzt und ächzt. Ich stürze hinzu und glaube wegen der herabhängenden Tücher nichts anderes, als dass die unglückselige Leiche vom Tisch gefallen sei. Doch als ich das Tuch hochhebe, sehe ich, dass bloss die Bibel und zwei Glätteisen hinabfielen, die zum Gestreckthalten der Knie darauf beschwert und von uns wahrscheinlich vorhin etwas zur Seite gerutscht worden waren. Die Leiche war unbewegt geblieben, und alles war schnell wieder – unter Anordnung meiner Gefährtin – in Ordnung gebracht. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, wie die Füsse noch halbwarm waren, was, wie man mir sagte, von dem innerlich fortdauernden Fieber herkam.»

Die zwei Halbwüchsigen in der Leichenkammer, die sich mit nervösem Kichern und voll innerlichen Grauens über den leblosen Körper des

bedauernswerten Knaben beugten, später den Eltern so gut wie möglich beistanden und einen Teil der Leichenwache übernahmen – war es dieses gemeinsame Erlebnis, das in der Folge auf das Verhältnis zwischen Frances und Emil einwirkte? Auch wenn Emils Tagebuch die Maskenballfrage noch nicht ganz abhakt, finden sich kaum noch kritische Einträge zu Miss Davis. Die beiden sollten sich in den folgenden Monaten und Jahren weiterhin treffen, ja diese und jene Veranstaltung gemeinsam besuchen, schliesslich zu jenem gelassenen und freundschaftlichen Verhältnis finden, das Emil nach der Krise rund um die Stapfer'sche Einladung skizziert hatte.

Oder hatte die Normalisierung der Beziehung damit zu tun, dass auch Nebenbuhler Stapfer von der Bildfläche verschwand – oder eher: sich einer vielversprechenden Partie aus den Kreisen der Schweizerkolonie zuwandte? Was Emil einige Monate später realisierte: Frances' Familie war sich durchaus bewusst, welches Kapital das adrette Aussehen der jungen Schwester/Schwägerin auf dem New Yorker Heiratsmarkt darstellte und dass es dieses Kapital zu nutzen galt: «Die ganze Familie hat Stolz auf deren Schönheit», lautet ein späterer Eintrag, «und Frau Aschmann sagte, sie hätte keine Bewunderer zu suchen, sie hätte deren Hunderte. Um so besser, dass ich also nicht der Hundertundeinte bin, oder, um mich romantisch auszudrücken, rechtzeitig den Liebesdorn aus dem blutenden Herzen zog.»

Der Tod des kleinen Dörler brachte Emil mehrere Erfahrungen, die diese New Yorker Frühlingstage zwar düster grundierten, ihn aber auch in Lebensbereiche führten, die über die nüchterne Geschäftswelt hinauswiesen. Schon die Abdankung brachte einige bestürzende Einsichten. War es möglich, dass jemand bei aller Trauer um den Tod seines Kindes gleichzeitig Wut und Abneigung empfand? Anschliessend an Emils Nachtwache an der 15. Strasse kam es jedenfalls zu einer beunruhigenden Unterhaltung mit dem Vater des kleinen Albert. «Herr Dörler lud mich ein, in seinem Zimmer Toilette zu machen, was ich auch tat. Vor dem

Morgenessen hatten wir noch ein Gespräch über Religion und den Todesfall. Herr Dörler lässt sich die unglückliche Idee schlechterdings nicht ausreden, die arme Babette sei an allem schuld und er werde sie daher sein Leben lang nicht mehr gerne sehen.» Noch unbegreiflicher schien Emil, was Dörlers trockenes Verhalten während der Abdankung verriet: «Der Vater ist wohl nicht so betrübt; dieser Knabe war ihm eigentlich seines wilden und knabenhaft rohen Wesens nie lieb, und er hatte ihn oft mit Härte behandelt, ja sogar bei seiner Geburt war er nicht nach Wunsch gewesen, indem er kein Mädchen war.»

Emil selbst hatte, aus Pietät und aus Anhänglichkeit zur immer freundlichen Mary Dörler, in der Nacht zuvor die Totenwache übernommen, dies zusammen mit Adolf Stapfer, der bei allen Lebemannallüren durchaus auch Gemüt zeigen konnte. Nebenbei erfuhr Emil, dass dieser Brauch bei aller Pietät seine rein praktischen Gründe hatte: Das New York der Jahrhundertmitte kannte einen grusligen Schwarzmarkt, auf dem Leichen für Unterrichtszwecke Höchstpreise erzielten: «Nebenbei gebietet es auch die Vorsicht, solche Wachen zu halten, denn es ist hier das Rauben von Leichen (*body snatching*) zu einer wahren Profession geworden, sodass man auf der Hut sein muss.» Dörlers geräumige Stadtwohnung war auf drei Etagen verteilt. Die beiden jungen Männer liessen sich im hinteren Parlour des Obergeschosses nieder; im Salon daneben stand aufgebahrt der braune Mahagonisarg mit der auf eine Silberplatte eingravierten Inschrift: *Henry Albert Dörler, geboren 4. Februar 1855, gestorben 16. März 1859*. Gelegentlich machten sie einen Abstecher in die Küche, wo kaltes Fleisch und Kaffee bereitstanden. Ein kleiner Ausflug Emils in den Vorhof des Hauses brachte sogar «etwas Stoff zum Lachen»: Er hatte sich aus Versehen ausgeschlossen, wurde aber vom älteren Kollegen, der sein leises Klopfen hörte, wieder eingelassen.

Im Ganzen eine friedliche Nacht, wie die Schilderung im Tagebuch zeigt. Zwar hatte Emil Schachfiguren mitgebracht und im Store «auf Chemisenpapier» eine Spielfläche gezeichnet, beschäftigte sich aber vorerst mit den Tageseinträgen im Journal und fand zu seinem Erstaunen

plötzlich, dass die Wache beinahe ausgestanden war: «Fünf Uhr. Ich bin alleine auf der Wache. Herr Stapfer ist unten in der Küche und schüttet Kaffee auf zur Wiederbelebung, denn die Stunde von vier bis fünf hat die sonst kaum fühlbare Schläfrigkeit sehr gefördert. Ich stehe beim Sarge. Von einem kleinen Gasflämmchen strömt etwas düsteres Licht in das Totenzimmer, trotzdem schaudre ich nicht im Geringsten bei all meiner Einsamkeit. Es beginnen sich bereits Zeichen des Lebens aus dem Stillsein der Nacht heraushören zu lassen. Schon ist eine Stunde vergangen, seit der erste Hahn krächte (...); zuweilen rollt ein Fuhrwerk vorüber.»

Die Beisetzung am Nachmittag dieses 18. März 1859 muss Emil, der aus Horgen nichts anderes als die Begräbnisfeierlichkeiten in der Dorfkirche kannte, fremd erschienen sein: eine kurze Abdankung in der vornehmen Stadtwohnung, zu der sich nur wenige Verwandte einstellten, «weil für die Frauenzimmer zu schlecht Wetter war» und viele Männer ihre Büros und Ladenlokale nicht verlassen mochten. Selbst Alberts Taufpatin fehlte; auch hier siegte die Angst davor, den Scharlacherreger auf die eigenen Kinder zu übertragen. «Der Pfarrer Burchard (...) nahm als Text den Tod des Sohnes von David und dessen Schickung in die Fügung Gottes und legte dieses ziemlich weitläufig aus. Er machte Anwendung auf den hiesigen Todesfall und sprach bei einer Gelegenheit der Mutter sehr ergreifend zu. (...) Nach dem Gebete war allgemeiner Aufbruch.»

Für die Fahrt zum Friedhof schmolz die Trauergemeinde noch einmal zusammen, sodass alle Beteiligten schliesslich in drei Kutschen Platz fanden. Vom grossen Privatfriedhof der Stadt, dem jenseits des East River im Stadtteil Brooklyn gelegenen Greenwood Cemetery, hatte Emil zwar bereits Schilderungen gehört und gelesen. Trotzdem staunte er jetzt über die riesigen Distanzen, welche die New Yorker zwischen sich und ihre Toten legten: erst die Überfahrt mit der South Ferry, um einiges länger als die Fahrt mit der Hudsonfähre, anschliessend eine halbstündige Fahrt in der Kutsche. Hier nickte Emil, erschöpft von seiner Nachtwache und dem anschliessenden Morgen im Store, mehrmals ein, wurde jeweils

sanft geweckt vom Banknachbarn, einem Mr. Danforth. «Dieser Herr ist ein ungeheuer frommer Mann, jedoch kein Frömmler, wie es scheint, und gibt sich alle Mühe, Herrn Dörler von seinem Unglauben zu bekehren.» Während Emil Komplimente über sein geläufiges Englisch entgegennahm und über seine Umstände Auskunft gab, wandelte sich die Umgebung immer mehr zum menschenleeren Niemandsland.

«Oft kamen wir an ganz aufgebauten und nach dem gefälligen und eleganten Häusersystem von New York aufgeführten Häuserreihen vorbei, die aber noch unbewohnt waren und entweder Vermietungs- oder Verkaufsaaffichen trugen. Mehr und mehr kamen wir ins Land hinaus, und auf der Strasse fuhren wir an etlichen Leichenzügen vorbei, die sich entweder in dieselbe Richtung wie wir oder von dem Bestimmungsort her sich zurückbewegten, so auch passierten wir das Grabgeleit eines Marineoffiziers, voraus zwei Kompanien Seesoldaten, deren Uniform viel Ähnlichkeit mit der russischen hat, dann die Musik, und in den Kutschen die Geistlichkeit, Verwandte und die Capitains in Uniform.» Die Fahrt zog sich weiter in die Länge, sodass Emil erneut einnickte und erneut «durch Berühren mit dem Ellbogen» geweckt werden musste. «Endlich langten wir bei *Greenwood Cemetery* an, dieser ungeheuren Stadt der Toten, die einer Privatgesellschaft zugehört. Es soll einen Tag Zeit nehmen, um diesen ungeheuren Kirchhof in allen Richtungen zu durchfahren, und eine Stunde Trottens brauchen, um von einem Ende zum andern zu gelangen. Dabei ist das ganze Terrain hügelig und enthält eine Masse anmutiger Schluchten und Tälchen. Es wird von Strassen und Avenuen wie eine regelmässige Stadt durchschnitten, und jede davon hat den Namen von der Art Bäume, die daran gepflanzt werden, zum Beispiel Maulbeeravenue, Tannen-, Trauerweiden- und Silberzypressenavenue. Eine ungemein praktische Idee, mittels der man in diesem leicht verirraren Labyrinth wieder herausfinden kann.»

Der New Yorker Baedeker und andere Reiseführer der Zeit beschreiben den Greenwood Cemetery ausführlich, ganz in der Art des Friedhofs

Père Lachaise in Paris, der etwa zur gleichen Zeit als Sehenswürdigkeit zu gelten beginnt. Gerühmt wird die wunderschöne Lage am East River, die Aussicht auf den Hafen und das gegenüberliegende Manhattan, ebenso die sanft gewellte liebliche Anlage mit zahlreichen kleinen Tälern, idyllischen Hainen und Beeten voller Blumen und blühender Sträucher. Das New Yorker Porträt eines Junius Browne aus den 1860er-Jahren, gehalten im Plauderton des von Emil und Martha Aschmann so geschätzten Satirikers Doesticks, rühmt die Totenstätte als beliebten Treffpunkt für die Liebespaare der Stadt: «Selten stattete ich hier einen Besuch ab, ohne dass ich dabei Liebende und Geliebte antreffe, die nachdenklich und mitfühlend auf den lieblichen Wegen gehen oder, magnetisch zueinander hingezogen, sich auf eine Bank setzen.» Mit amerikanischem Pragmatismus hält Browne auch fest, die um 1830 eröffnete Privatanlage von 500 *acres* oder 200 Hektaren Umfang rentiere offensichtlich: Seit der Gründung habe sie es bereits auf 140 000 Gräber gebracht und verschaffe zahlreichen Künstlern Arbeit: «Einige der schönsten Kunstwerke, die das Land aufzuweisen hat, erheben sich hier zum Gedenken an die Verstorbenen. Eitelkeit, diese stärkste aller menschlichen Leidenschaften, überlebt nicht nur das Grab, sondern erhebt sich auch darüber, in fantastische Marmorformen gekleidet. Viele dieser Denkmäler haben zwischen 10 000 und 100 000 Dollars gekostet; sowohl der Marmor wie die Wahrheit wurden dabei misshandelt, um die Laster der Lebenden in die Tugenden der Toten zu verwandeln.» Worauf Browne versöhnlicher fortfährt: «Ein Spaziergang oder eine Kutschenfahrt durch Greenwood ist eine entzückende Angelegenheit, vor allem im Frühling, wenn die Erde ihren ersten grünen Mantel überwirft und die Blumen ihre ersten Blüten treiben.»

Erstaunlicherweise findet Emils Tagebuch fast die gleichen Worte: «In schönem Wetter und bei blühender Vegetation ist dieser stille Ort wohl der schönste Spaziergang, den es auf Gottes Erdboden geben kann, und die Aussicht auf den Hafen und die umliegenden Städte wunderschön.»

Und die Beisetzung des kleinen Albert? Nachdem der Trauerzug vor dem Wärterhaus angekommen war, «das mitten in diesen hohen Tannen wie ein urwäldliches Blockhaus aussah», führten ein Beamter und zwei Totengräber die Trauergäste – immer noch in der Kutsche – zum vorbereiteten Grab; es lag neben dem Ruheplatz eines vor Jahresfrist ebenfalls an Scharlach verstorbenen Brüderchens von Albert. Da auf weitere Abschiedsworte verzichtet wurde, verweilte die Trauergesellschaft nur kurze Zeit: «Die Angestellten nahmen mit ungemeiner Fertigkeit und Präzision den Sarg zuhanden und versenkten ihn in Zeit einer Minute.»

Hatte Emil die zwiespältige Haltung Dörlers schon in der Stadtwohnung zu denken gegeben, so erwies sich auch jetzt, dass bei diesem Begräbnis für rechte Andacht kein Platz war. Nichts als abfällige Bemerkungen Dörlers über die mangelnde Ordnung auf dem Friedhof! Der trauernde Vater zeigte sich in übler Laune, war «sehr ungehalten, dass ein Maler, der das Gelände angestrichen hatte, die Bosheit verübte, das Schäfchen auf dem Grabsteine seines Söhnchens schwarz anzuschmieren. Gleichfalls war die schöne gelbe Rose gestohlen worden, die Herr Aschmann einst aus Europa gebracht und Herrn Dörler gegeben hatte, weil es eben hier eine Rarität war.» Als geniere sich Aschmann für die unwürdige Haltung seines langjährigen Geschäftspartners, nahm er Emil diskret zur Seite. Auch er und Martha hatten auf Greenwood Cemetery zweimal von einem Töchterchen Abschied nehmen müssen: «Herr Aschmann führte mich einige Schritte weg um den Hügel herum und zeigte mir die Grabstätte seiner beiden armen Kinder.»

Es ist anzunehmen, dass Emil die Rückfahrt nach Manhattan mit einiger Erleichterung antrat. Noch war der lange Tag nicht zu Ende; zusammen mit dem Prinzipal wurde noch der Store an der Vesey Street zugesperrt. «Im Geschäft war es ungemein still zugegangen», schliesst Emils Tageseintrag. «Es war ein einziges Stück Marcelline verkauft worden.»

Man war zurück im Alltag.

Emil sollte den Greenwood Cemetery schon wenige Wochen später wieder aufsuchen, diesmal in Begleitung von Martha Aschmann und Frau Dörler. Die unglückliche Mutter hatte, stark erkältet, dem Begräbnis ihres Söhnchens nur in Gedanken beigewohnt. Jetzt bestand sie darauf, obwohl immer noch leidend, Alberts letzte Ruhestätte zu besuchen.

«Wir fuhren heute etwas länger als letztes Mal und kamen dabei an höchst anmutigen Szenen vorbei: Teiche, von hohen Bäumen umgeben, aus denen hohe Springbrunnen emporschossen, dann wieder Grotten, mit architektonischen Portalen versehen, zwischen aufgrünenden Wiesen die weissen Marmorsteine, mit denen der Blütenschnee einiger Bäume, zum Beispiel Dogwood, wetteiferte. Alles hatte mitten in diesem Frühlingshauche einen so natürlichen, friedlichen Anstrich, dass es einem wieder recht wohl wurde in diesem schönen Fleck Erde, den kunstreiche Menschenhand der eigenen Gottesnatur so schön angepasst hatte. Wir kamen an dem Teile des Friedhofs vorbei, in dem für 10 Dollar jeder ein Grab findet, freilich dann aber ohne Unterschied nebeneinander in Reihen gelegt wird wie bei uns. Auf einzelnen Gräbern sah man jemanden mit liebevoller Hand die Blumen der Verstorbenen pflegen; zahlreiche Mäher machten schon Heu aus dem noch kurzen Grase, das hier nicht lang werden darf.

Auf unseren respektiven Gräbern angekommen, begannen die beiden Frauen ruhig, zum Teil mit blossen Händen, die überwucherten Gräber vom Unkraut zu reinigen und neue Pflanzen einzusetzen. Ich half auch etwas jäten und machte dann noch eine Skizze von der Stelle.»